



»Wenn man sich bei der Wahl seines Liebes- und Lebenspartners nicht auf hetero oder homo festlegen will, wird man von beiden Seiten ausgegrenzt«

Anna (26)

»Man trifft selten genug einen Menschen, bei dem man sich aufgehoben fühlt. Spielt es da eine Rolle, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt?«

Evelyn (34)

SEXUALFORSCHUNG

Liebe lieber anders

Welche sexuelle Orientierung ein Mensch entwickelt, hängt von vielen Faktoren ab. Und weil das so ist, gibt es nicht nur schwarz oder weiß, homo oder hetero – sondern auch zahlreiche Schattierungen dazwischen.

VON ROBERT EPSTEIN

Ein typischer Samstagmorgen im Haus der Averys. Matt und seine Frau Sheila (Namen geändert) frühstücken zusammen mit ihren beiden fünf- und achtjährigen Söhnen. Später bricht die ganze Familie, bepackt mit Badetüchern, Sonnencreme und Schwimmflügeln, Richtung Freibad auf. »An den Wochenenden versuchen wir, möglichst viel Zeit gemeinsam zu verbringen«, erzählt Matt. Seit elf Jahren ist er mit Sheila verheiratet – glücklich verheiratet, wie er betont. Um nichts auf der Welt möchte er das Leben mit ihr missen. »Sheila und ich«, sagt Matt, »wir sind ein Herz und eine Seele.«

Da scheinen sich zwei gefunden zu haben. Doch wer Matts ganze Geschichte kennt, könnte das Familienidyll vielleicht mit Argwohn beäugen und glauben, Matt mache sich selbst etwas vor. Er kann doch nicht im Ernst in seiner Rolle als Ehemann und Vater aufgehen? Denn früher war Matt schwul.

Schwule und Lesben werden homosexuell geboren und bleiben es für immer, so das Kredo der National Gay and Lesbian Task Force, eines US-amerikanischen Interessenverbands. Auch Experten auf dem Gebiet der Sexualforschung glaubten lange: In unserer sexuellen Orientierung sind wir spätestens ab der Pubertät oder dem frühen Erwachsenenalter festgelegt – ein für alle Mal.

Matt müsste demnach also nach wie vor homosexuell sein. Wenn er jetzt mit einer Frau zusammenlebt, dann wohl nur, weil er irgendwann dem gesellschaftlichen Druck nachgab und anfangs sich für seine Homosexualität zu schämen und sie zu verbergen. So könnte man jedenfalls annehmen. Aber ist eine solche Sichtweise überhaupt statthaft? Lassen sich Menschen je nach erotischer Anziehung, die andere auf sie ausüben, tatsächlich so klar in hetero- und homosexuell unterteilen? Oder gibt es am Ende sogar zahlreiche Zwischenstufen auf einem »Kontinuum der Liebe«? Und was genau entscheidet eigentlich über die sexuelle Orientierung eines Menschen?

Neueren wissenschaftlichen Erkenntnissen zufolge wird eine simple Schwarz-

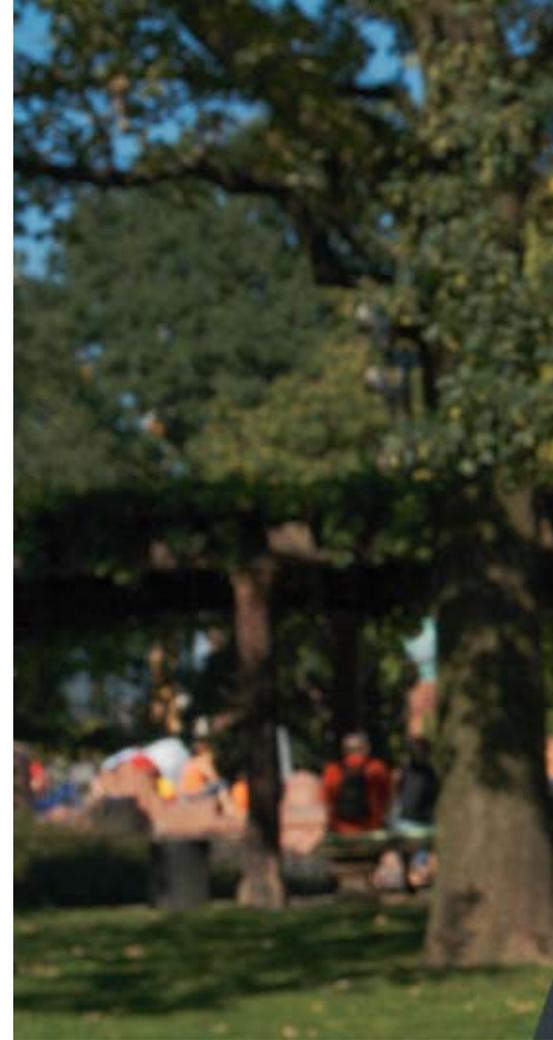
Weiß-Malerei dem menschlichen Liebesleben kaum gerecht. Vielmehr existieren zwischen den klassischen Polen der sexuellen Orientierung durchaus Schattierungen: Neben den drei bis sieben Prozent der Bevölkerung, die sich in repräsentativen Umfragen klar als homosexuell bezeichnen – bei den Frauen etwas weniger als bei den Männern –, gibt es auch eine wachsende Zahl von Bisexuellen.

Vor allem aber haben zahlreiche an sich heterosexuelle Menschen gelegentlich bis häufig homoerotische Fantasien. Wie viele davon zu realen Kontakten und Erfahrungen führen, ist schwer zu erheben. Eine aktuelle Studie der Gesellschaft für erfahrungswissenschaftliche Sozialforschung (Gewis) in Hamburg im Auftrag von »Fit for Fun« deutet auf ein beachtliches bisexuelles Potenzial unserer Zeitgenossen hin. Fast jeder vierte Befragte gab an, schon einmal von der Liebe mit dem eigenen Geschlecht geträumt zu haben. Und weitere 20 Prozent der Frauen und 23 Prozent der Männer waren bisexuellen Abenteuern gegenüber immerhin aufgeschlossen. Auch muss die Antwort auf die Frage, in welcher Art von Partnerschaft sich jemand wohl fühlt, nicht zeitlebens dieselbe bleiben.

WAS IST »NORMAL«?

Vor allem Homosexuelle versuchten in der Vergangenheit, oft unter gesellschaftlichem Druck oder aus eigener religiöser Überzeugung, ihre sexuelle Orientierung zu verändern und »normal« zu werden – sprich: heterosexuell. Viele Psychologen vertraten noch bis in die 1980er Jahre hinein die Ansicht, dass es sich bei der Homosexualität um eine Störung handle, die therapiert werden könne. In den meisten Fällen blieben diese Versuche allerdings erfolglos – oder stürzten die Betroffenen in eine noch größere Krise.

Doch wie sind dann Fälle wie der von Matt Avery zu erklären? Als er im Teenageralter seine ersten erotischen Erfahrungen machte, wurde ihm bald klar, dass er homosexuell war. Während seiner Collegezeit, Anfang der 1980er Jahre, kellnerte er in einer Schwulenbar. Er hatte viele, mitunter rasch wechselnde und



ausschließlich männliche Sexualpartner. Später brachen für ihn, wie für die meisten seiner Freunde, ruhigere Zeiten an. Nach dem Studium fand Matt einen Job und lebte mehrere Jahre lang in fester Beziehung mit einem Mann.

In seiner Jugend empfand sich Matt zwar als Mann, allerdings eher am femininen Ende des Spektrums. »Als Student wog ich zeitweise nur 63 Kilo, hatte lange blonde Harre, die ich zu einem Pferdeschwanz zusammenband, und trug Schmuck«, erzählt er und fügt lachend hinzu: »Ich war eine echte Augenweide.«

Doch als er 24 Jahre alt war, nahm Matts Leben eine große Wendung: Sein damaliger Lebensgefährte eröffnete ihm, dass er nicht wisse, ob er wirklich schwul sei. »Das war ein Schock«, erinnert sich Matt. Es sollte noch schlimmer kommen. Eines Tages – die beiden Männer hatten ihre Beziehung beendet, wohnten aber noch in der gemeinsamen Wohnung – fing der Ex plötzlich an, mit Frauen auszugehen. Matt verstand die Welt nicht mehr. Er fühlte sich zu diesem Zeitpunkt immer noch ausschließlich zum eige-



»Solange ich denken kann, war ich schwul. Mit einer Frau zu schlafen, hat mich nie wirklich gereizt. Umso besser kann ich mit ihnen quatschen oder einfach Spaß haben. Aber auch das klappt mit Männern irgendwie besser«

Bernd (34)

nen Geschlecht hingezogen, gleichzeitig weckte der Sinneswandel seines Freundes aber auch seine Neugier. Vielleicht war Schwulsein ja nicht das Nonplusultra?

Also machte Matt die Probe aufs Exempel und verabredete sich mehrmals mit einer guten Bekannten. Er wusste, dass sie ihn attraktiv fand, sie flirteten – und landeten eines Abends schließlich im Bett. »Das war ziemlich schön«, schmunzelt Matt rückblickend.

Nach diesem ersten Schritt auf sexuelles Neuland vergingen kaum drei Jahre, bis sich Matt nur noch mit Frauen traf. Selbst in seinen erotischen Fantasien und Träumen tauchten Männer irgendwann nicht mehr auf – was längst nicht jeder Heterosexuelle von sich behaupten kann. Matt hatte also binnen weniger Jahre die Fronten gewechselt – ohne jede Beeinflussung von außen, wie er betont: Sicher seien seine Eltern damals »besorgt« gewesen, als er sein Comingout als Schwuler hatte. Aber das habe für ihn nie eine Rolle gespielt. Genauso wenig habe er sich von irgendwelchen religiösen Hardlinern hineinreden lassen.

So konfliktfrei wie bei Matt läuft die sexuelle Selbstfindung nicht bei jedem ab – im Gegenteil. Homosexuelle stehen in der Regel unter enormem sozialem Druck. Manche suchen professionelle Hilfe in einer so genannten reparativen oder Konversionstherapie.

EMOTIONALE PROBLEME

Darauf hat sich auch der Sexualtherapeut Floyd Godfrey spezialisiert. Früher selbst schwul, hat der Leiter einer Klinik für »Familienstrategien« in Phoenix (Arizona) es sich zur Aufgabe gemacht, Homosexuelle zu »heilen«. Wer sich an Godfrey wendet, hat zumeist ein emotionales Problem damit, schwul zu sein. »Viele fühlen sich deplatziert und anders als andere Männer«, sagt der Therapeut.

Homosexualität ist für Godfrey Erziehungssache: Manche Schwule seien von ihren Vätern missbraucht oder vernachlässigt worden, erklärt er. Bei anderen sei die Mutter überfürsorglich. »Letztlich läuft es darauf hinaus, dass die Beziehung zwischen Vater und Sohn gestört ist.« Solche Bindungsprobleme führten

manchmal dazu, dass sich die Betroffenen von Angehörigen des eigenen Geschlechts angezogen fühlen.

So oft diese – unter anderem auf die Freud'sche Psychoanalyse zurückgehenden – Argumente vorgebracht werden, falsch bleiben sie dennoch. Tatsächlich gibt es keinen seriösen wissenschaftlichen Beleg dafür, dass Homosexualität mit irgendwelchen Erziehungsfehlern der Eltern zusammenhänge. Die Verfechter dieser Theorie implizieren damit vielmehr, dass Homosexuelle »irgendwie falsch gepolt« seien und »repariert« werden müssten.

Das erscheint umso antiquierter, als die Auffassung, gleichgeschlechtliche Liebe sei eine Krankheit oder beruhe zumindest auf einer solchen, schon vor mehr als 30 Jahren ad acta gelegt wurde: 1973 strich ein Gremium der American Psychological Association (APA) die Homosexualität aus dem Katalog der psychischen Störungen, dem DSM-III. Später setzte der deutsche Sexualforscher Erwin J. Haeberle die reparative Therapie auf seine schwarze Liste der »unsach- ▶

▷ gemäßen Fachbegriffe«. Die meisten psychologischen und psychiatrischen Fachgesellschaften lehnen sie heute gänzlich ab.

In der Tat ist die Wirksamkeit von Umorientierungsbehandlungen umstritten. Eine Untersuchung der New Yorker Psychologen Ariel Shidlo und Michael Schroeder ergab 2002, dass die Konversionstherapie, gemessen am subjektiven Befinden der Behandelten, nur äußerst selten erfolgreich verlaufe.

Gerade solche Fälle untersuchte im Jahr darauf jedoch Robert Spitzer. Der bekannte amerikanische Psychiater interviewte 200 vormals homosexuelle Männer und Frauen, die aber seit min-

destens fünf Jahren heterosexuell lebten. Die Mehrheit hatte eine Konversionstherapie hinter sich.

VOLLSTÄNDIG UMGEPOLT

Spitzers Ergebnisse sorgten für eine Überraschung: Die meisten Befragten berichteten nicht nur, dass sie nun dauerhaft – über zehn Jahre – heterosexuell orientiert seien, sondern auch von einem tief greifenden Wandel ihrer erotischen Anziehung, Fantasien und Gefühlsbindung. Egal ob männlich oder weiblich, sie »tickten« durch und durch heterosexuell – so, wie es auch Matt von sich erzählt.

Wie ist es möglich, dass manche Menschen fähig sind, ihre sexuelle Orien-

tierung derart zu ändern? Schon früh vermuteten Forscher die Antwort in den Genen. Seit einigen umfangreichen Zwillingstudien aus den 1990er Jahren gilt als sicher, dass die sexuelle Orientierung eines Menschen etwas mit seinem Erbgut zu tun hat. Die Psychologen J. Michael Bailey von der Northwestern University in Evanston (US-Bundesstaat Illinois) und Michael King vom University College London zeigten beispielsweise: Für eineiige Zwillinge liegt die Wahrscheinlichkeit, dass beide homosexuell werden, bei rund 52 Prozent. Bei zweieiigen, also genetisch nicht identischen Zwillingen beläuft sich diese Rate nur auf etwa 22 Prozent. Allerdings

SEX UND DIE WISSENSCHAFT

»HOMOSEXUALITÄT« IST EIN BEGRIFF DER MODERNE und entstand erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein Kunstwort, zusammengesetzt aus dem griechischen »homo« für gleich und dem lateinischen »sexus« für Geschlecht. Die Wortschöpfung geht auf den Schriftsteller und Menschenrechtler Karl Maria Kertbeny (1824–1882) zurück. Der in Wien lebende Ungar kreierte den Begriff des Homosexuellen. Den Gegenpart – also Menschen, die von Personen des anderen Geschlechts erotisch angezogen werden – bezeichnete er als heterosexuell. Kertbeny engagierte sich bereits stark für die Idee, dass die sexuelle Veranlagung angeboren sei.

Wie der französische Historiker und Philosoph Michel Foucault 1976 in seinem Buch »Sexualität und Wahrheit« (Original: »Histoire de la sexualité«) darlegte, existierte das Konzept der Homosexualität vor der Erfindung dieser Vokabel nicht. Im 18. Jahrhundert sprach man stattdessen von Sodomie – wobei dies auf den sexuellen Akt selbst abhob. Romantische Freundschaften zwischen Männern, die ihren Ausdruck auch in Händchenhalten, Küssen und in leidenschaftlichen Liebes- und Treueschwüren fanden, galten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts durchaus als normal. Bei Frauen ist dies, mit einigen Einschränkungen, noch heute der Fall.

KERTBENYS SCHARFE BEGRIFFLICHE TRENNUNG von Homo- und Heterosexualität hatte – bei aller Fortschrittlichkeit – einen gravierenden Fehler: Die Erkenntnis, dass in Wahrheit verschiedene Grade von Homo- bis Heterosexualität existieren, führte Anfang des 20. Jahrhunderts zur »Entdeckung« der Bisexualität. Sigmund Freud sah sie in jedem Menschen von Geburt an angelegt. Nach seiner Vorstellung tragen alle Heterosexuellen auch homosexuelle Anlagen in sich, die jedoch unterdrückt werden – eine seinerzeit skandalöse Idee!

1948 sorgte der Kinsey-Report für Aufruhr. Der amerikanische Forscher Alfred Charles Kinsey (1894–1956) war nach jahrelanger Befragung von US-Bürgern zu dem Schluss gekommen, dass ho-

mosexuelles Verhalten überraschend weit verbreitet sei: Fast 50 Prozent der Männer und 20 Prozent der Frauen gaben an, in irgendeiner Form homosexuelle Erfahrungen gemacht zu haben.

Seit 1985 dient das »Klein Sexual Orientation Grid« (KSOG) – eine Erweiterung der klassischen Kinsey-Skala – zur differenzierten Abbildung sexueller Präferenzen. Während Kinsey alle Erfahrungen seiner Probanden in einen Topf warf, unterschied der in Österreich geborene Amerikaner Fritz Klein zwischen Gegenwart (die letzten zwölf Monate), Vergangenheit und Ideal (mögliche Zukunft). Dies berücksichtigt die Möglichkeit, dass sich sexuelle Wünsche im Lauf des Lebens ändern – oder auch nie erfüllt werden.

Klein Sexual Orientation Grid

Variable	Vergangenheit	Gegenwart	Ideal
A. Sexuelle Neigung			
B. Sexuelles Verhalten			
C. Sexuelle Fantasien			
D. Emotionale Vorlieben a)			
E. Soziale Vorlieben b)			
F. Hetero-/homosexueller Lebensstil			
G. Selbstidentifikation			

- | | |
|--|---------------------------------------|
| Einträge für die Variablen A bis E: | Für die Variablen F und G: |
| 1 = ausschließlich mit dem anderen Geschlecht | 1 = ausschließlich heterosexuell |
| 2 = meistens mit dem anderen Geschlecht | 2 = meistens heterosexuell |
| 3 = etwas mehr mit dem anderen Geschlecht | 3 = etwas mehr heterosexuell |
| 4 = gleichermaßen gleich-/gegengeschlechtlich | 4 = gleichermaßen hetero-/homosexuell |
| 5 = etwas mehr mit dem gleichen Geschlecht | 5 = etwas mehr homosexuell |
| 6 = meistens mit dem gleichen Geschlecht | 6 = meistens homosexuell |
| 7 = ausschließlich mit dem gleichen Geschlecht | 7 = ausschließlich homosexuell |

- a) Bei welcher Art von Sex möchten Sie gerne emotional involviert sein?
- b) Welcher sozialen Gruppierung möchten Sie sich zugehörig fühlen?



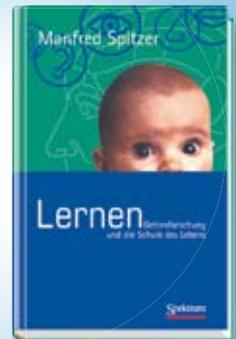
PRÄMIERTES WISSEN

Gewinnen Sie einen neuen Leser für ein Jahresabonnement von **Gehirn&Geist** – und wählen Sie eine Dankesprämie!

Bestseller

»Lernen«

von Manfred
Spitzer



Einkaufskorb von
Reisenthel (ohne Inhalt)



Universalgutschein *BestChoice*

im Wert von € 30,- (kein Umtausch
in Bargeld)

ließ sich dieser Effekt bei Lesben nicht eindeutig nachweisen.

Bei der Suche nach den entscheidenden Erbanlagen hatten Wissenschaftler um Dean Hamer von den National Institutes of Health in Bethesda (Maryland) bereits 1993 einen Abschnitt auf dem X-Chromosom ausgemacht. Demnach würde die sexuelle Neigung von der Mutter vererbt. Allerdings erwiesen sich diese Resultate als schwer replizierbar, was viele Forscher an der Bedeutung dieses Erbgutabschnitts zweifeln ließ.

Erst 2005 entdeckte Brian Mustanski von der University of Illinois, Chicago, gemeinsam mit einem Forscherteam von den National Institutes of Health, Bethesda, drei weitere Genabschnitte auf den Chromosomen 7, 8 und 10, die bei homosexuellen Brüdern häufig gleiche Variation zeigen. Studienleiter Mustanski bleibt dennoch vorsichtig: Er macht die komplexe Wechselwirkung verschiedener Gene untereinander sowie auch mit einer Vielzahl weiterer, etwa hormoneller oder sozialer Faktoren verantwortlich. Die sexuelle Orientierung hänge somit von einer Fülle unterschiedlicher Einflüsse ab und sei nicht einfach »angeboren«.

VIELE FAKTOREN – VIELE FASSETTEN

Möglicherweise liegt genau hier der Knackpunkt der bisherigen Diskussion: Für Eigenschaften, die von verschiedenen Genfaktoren, vom hormonellen Milieu im Mutterleib sowie von Umwelteinflüssen mitgeprägt werden, ist ein klares Entweder-oder kaum vorstellbar. Vielleicht verhält es sich ähnlich wie mit der Körpergröße. Sie ist, wie man heute weiß, zu gut 80 Prozent genetisch festgelegt. Trotzdem haben auch kleine Elternpaare mitunter große Kinder – und umgekehrt. Schließlich hat beim Längenwachstum neben Genen und Hormonen auch die Umwelt etwa in Form der Ernährung ein Wort mitzureden. Je mehr Einflüsse, desto breiter das Spektrum – Menschen gibt es daher nicht nur in den Varianten groß oder klein. Ähnlich verhält es sich vielleicht auch mit unserer sexuellen Orientierung.

»Homosexuell« und »heterosexuell« wären dann keine scharf abgrenzbaren Kategorien, sondern stellten lediglich zwei Extreme dar. Das ist zuerst Ende der 1940er Jahre dem amerikanischen Biologen und Sexualforscher Alfred Kinsey aufgefallen. Die von ihm initiierte, erste große Studie über das Sexualleben seiner amerikanischen Landsleute (siehe Kasten links) ergab, dass die US-Bürger, wie der Forscher schrieb, »keine zwei getrennten Populationen repräsentieren, nämlich die heterosexuelle und die homosexuelle. ... Alles Leben ist in jeder Hinsicht ein Kontinuum«.

Allerdings verteilt sich die Variationsbreite der sexuellen Orientierung nicht gleichmäßig über die Bevölkerung – der Großteil lebt nun mal streng heterosexuell. Um die Gründe hierfür besser zu verstehen, lohnt der Vergleich mit einer anderen Eigenschaft, die ebenfalls teils genetisch, teils durch die Umwelt bestimmt wird: die Händigkeit. Mit welcher Hand wir besser arbeiten können, scheint Zwillingsstudien zufolge etwa im gleichen Maß im Erbgut festgeschrieben zu sein wie die sexuelle Orientierung. Doch warum sind dann über 90 Prozent aller Menschen Rechtshänder? Ganz einfach: weil der soziale, kulturelle und teilweise auch religiös motivierte Druck sie dazu macht.

Gesellschaftliche Normen, Ermahnungen von Erziehern und Lehrern und sogar die Beschaffenheit von Scheren, Dosenöffnern und Computermäusen zwingen uns dazu, die rechte Hand zu bevorzugen. Die ursprüngliche Flexibilität des Kleinkinds, beide Hände gleichermaßen benutzen zu können, geht dabei verloren. Man muss schon ein sehr ausgeprägter Linkshänder sein, um sich davon nicht »verbiegen« zu lassen. Übertragen auf die Frage der sexuellen Orientierung könnte hier der Grund dafür verborgen liegen, warum ein Großteil der rund drei bis sieben Prozent der Bevölkerung, der sich ausschließlich homosexuell orientiert sieht, sicherlich nie heterosexuell leben könnte – geschweige denn in einer solchen Partnerschaft glücklich würde: Diese Menschen sind von ihrer genetischen Ausstattung her besonders am eigenen Geschlecht interessiert. ▶

Eine Bestellmöglichkeit und weitere Informationen finden Sie unter:

Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH • Leserservice • Slevoigtstr. 3–5 • 69126 Heidelberg • Tel.: 06221 9126-743 • Fax: 06221 9126-751
E-Mail: service@spektrum.com

www.gehirn-und-geist.de/abo

MUTMASSUNGEN ÜBER HOMOS

ANFANG 2006 BEFRAGTE das Meinungsforschungsinstitut Zogby im Auftrag von **Mind**, der Schwesterzeitschrift von **Gehirn&Geist**, über 4000 Amerikaner, für wie absolut sie die Festlegung von Homo-

und Heterosexuellen auf das eigene beziehungsweise andere Geschlecht halten. Zum Vergleich die Angaben von 136 **Gehirn&Geist**-Lesern, die auf unseren Internetseiten ihre Meinung äußerten.

Frage: »Welche Aussage trifft am ehesten Ihre persönliche Meinung?«

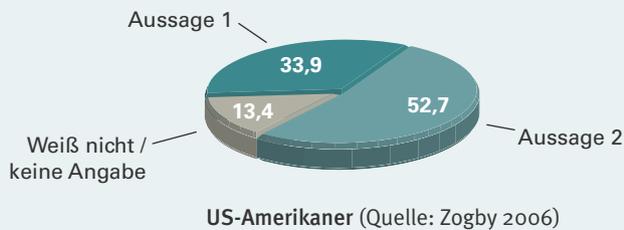
- 1: »Eine homosexuelle Person fühlt sich ausschließlich von Menschen des eigenen Geschlechts sexuell angezogen.«
2: »Eine homosexuelle Person fühlt sich manchmal auch von Menschen des anderen Geschlechts sexuell angezogen.«



Alle Angaben in Prozent



- 1: »Eine heterosexuelle Person fühlt sich ausschließlich von Menschen des anderen Geschlechts sexuell angezogen.«
2: »Eine heterosexuelle Person fühlt sich manchmal auch von Menschen des eigenen Geschlechts sexuell angezogen.«



Alle Angaben in Prozent



DIE GROSS ANGELEGTE US-STUDIE ergab noch zahlreiche interessante Details. Beispiel: Während es hinsichtlich der Festlegung Homosexueller praktisch keine Meinungsunterschiede zwischen weiblichen und männlichen Befragten gibt, beurteilten die Geschlechter Heterosexuelle durchaus verschieden: So glauben 56,5 % der Amerikanerinnen, dass sich Heterosexuelle gelegentlich auch von Vertretern des eigenen Geschlechts angezogen fühlen – was 28 % von ihnen bezweifeln. Bei Männern ist diese Skepsis mit

40 % viel deutlicher ausgeprägt, wohingegen sie nur zu 49 % ein gewisses bisexuelles Potenzial ausmachen. Überhaupt ergaben sich größere Unterschiede verschiedener Gruppen nur bei der Einschätzung Heterosexueller: Politisch konservativ Eingestellte geben Aussage 1 mit 49 % den Vorzug gegenüber Aussage 2 (31 %); liberale Amerikaner votieren genau umgekehrt (19 % gegenüber 72 %). Die komplette Auswertung der Studie finden Sie im Internet: www.gehirn-und-geist.de/artikel/852451

▷ Wer sich jedoch nicht eindeutig der einen oder anderen sexuellen Orientierung zurechnet, hat im Prinzip die Wahl. Doch weil eben nach wie vor eine starke Präferenz der heterosexuellen Lebensform existiert, schlägt das Pendel meist in ebendiese Richtung aus. Gäbe es diesen sozialen Druck nicht – wer weiß, wie das Verhältnis zwischen gleich- und gemischtgeschlechtlichen Partnerschaften dann aussähe.

Matt Avery gehört wohl zur Gruppe jener Menschen, die sich von vornherein

nicht sehr nah an einem der beiden Extreme befanden. Als junger Mann hat er einen neuen Weg eingeschlagen, der aber gewiss nicht jedem Homosexuellen offen steht. Wo bleibt bei all dem die bewusste Entscheidung für oder gegen eine Liebesbeziehung? Sollten Sie immer noch glauben, Sie hätten in Sachen sexueller Orientierung die freie Wahl, machen Sie doch einmal folgendes Experiment: Versuchen Sie – vorausgesetzt, Sie sind Rechtshänder – mit links einen Liebesbrief zu schreiben! Viel Glück. ◀

ROBERT EPSTEIN ist Gründungsdirektor des Cambridge Center for Behavioral Studies in Concord, Massachusetts.

 www.gehirn-und-geist.de/audio

Literaturtipp

Klein, F.: The Bisexual Option. New York: Haworth Press 1993.

Weblink

www.bisexual.org/en/klein/index.php